

## Die Pfarrer im Baselbiet in der Zeit der Trennung von Basel-Stadt

Autor(en): Karl Gauss  
Quelle: Basler Jahrbuch  
Jahr: 1916

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/e40c0652-ba3e-4d74-83f4-ebbddd67292>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Die Pfarrer im Baselbiet in der Zeit der Trennung von Baselstadt.

Von A. Gauß.

Nie sind über die basellandschaftliche Kirche solche Erschütterungen dahingegangen wie in der Zeit der Dreißiger Wirren des letzten Jahrhunderts. Das Eigentümliche dieser Kirche zur Zeit vor der Revolution bestand darin, daß sie ganz unter dem Einfluß der Brüdergemeinde lebte. Schon frühe hatte die Brüdergemeinde in der Landschaft ihre warmen Anhänger gefunden, die eifrigsten in Benken, wo der Lehrer sich ihr angeschlossen hatte, während einer seiner Brüder als Missionar der Brüdergemeinde nach Astrachan auszog, und ein zweiter als Diakon in der ganzen Schweiz für die Brudersache tätig war. Zu Ende des 18. Jahrhunderts waren, über den ganzen Kanton zerstreut, etwa 600 Anhänger der Brüdergemeinde in „verbundenen Häuflein“ zu zählen, an einzelnen Orten, so auch in Liestal, von den Pfarrern geleitet. Zwar ging im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Zahl ihrer Glieder zurück, aber ihr Einfluß auf das Volk wurde größer, seit mehr und mehr junge und auch alte Pfarrer der Brüdergemeinde sich anschlossen. Es verstand sich nicht ohne weiteres von selbst, daß dies geschah. Denn von der Schule eines Semler, den viele als ihren Lehrer schätzten, zu der Auffassung der Herrenhuter war ein weiter Weg. Es bedurfte einer theologischen Belehrung, wie sie gründlich Martin von Brunn, von 1810—1833 Pfarrer in Liestal, durchgemacht hat, von dem sein ehemaliger Jugendfreund, Marcus Luz, bezeugte, „daß dieser einst so liberale Mann und geistige Adoptivsohn des ehrwürdigen Pestalozzi

sich im Labyrinth des Mystizismus so weit und so tief hat verwirren können, daß er jetzt seine früheren Grundsätze gänzlich verleugnet.“ Namentlich widmeten herrenhutische Familien ihre Söhne dem theologischen Studium, nicht weil, wie behauptet wurde, von jeher in Basel der Grundsatz galt: „Wer zum Kaufmann zu dumm ist, aus dem macht man einen Landpfarrer“, sondern weil tatsächlich neues religiöses Leben erwacht war. So kam es, daß man nach dem Sturze der Mediation bei den Wahlen fast ausschließlich auf diese jungen herrenhutischen Pfarrer angewiesen war, daß sie bald alle Stellen im Baselpbiet besetzten und nach und nach einen überwiegenden Einfluß auf das religiöse Leben der Landschaft ausübten.

\* \* \*

Es ist gar keine Frage, daß von der Brüdergemeinde großer Segen ausgegangen ist. Der vielfach veräußerlichten Frömmigkeit gegenüber, wie sie sich in der Orthodorie geltend gemacht hatte, oder der Kälte des Rationalismus mit den bloßen sittlichen Forderungen wurde „die Religion als Freude, als Seligkeit und Frieden empfunden, als Religion der Liebe, nicht des Sollens und Müßens“. Das war wirklich das Große und Anziehende. Es kann freilich keinem Zweifel unterliegen, daß auch wieder allerlei Schatten sich bemerkbar machten. Man kann es verstehen, wenn gerade auch kräftige Naturen der sonntäglich in starker Einseitigkeit verkündigten Lehre von der gänzlichen Sündhaftigkeit der Menschennatur und ihrer Unfähigkeit, etwas Gutes zu wollen und zu tun, widerstrebten, nach und nach der kirchlichen Gemeinschaft sich entzogen und religiöse Parteien in den Gemeinden bildeten. Dazu kam noch, daß sich manche vom Ungesunden, das den Herrenhutern von früher her anhaftete, nicht freizuhalten wußten. Dahin gehörte die gefühlsmäßig spielende Art von Jesu zu reden, daß man ihn nicht nur als Jesulein, sondern sogar als „Jesuleinchen“ zu betiteln be-

liebte, daß „der Herr“ ihr erstes und letztes Wort war, ohne daß man sich klar Rechenschaft gab, was man mit einem solchen Bekenntnis aussprach. Es war darum gelegentlich nicht völlig grundlos, wenn die Frage aufgeworfen wurde, wer unter diesem Herrn gemeint sei, ob der Herr Pfarrer oder der Herr Jesus, der Herr Antistes oder der Herr Amtsbürgermeister oder Gott, der Herr, selbst.

Mit dem Pietismus, der vor allem durch d'Annone in Nuttenz, vorher in Waldenburg, Schule gemacht und der Brüdergemeinde vorgearbeitet hatte, hatten die Herrnhuter die Scheu gemein, „sich unter das Volk zu mischen, wenn es bei festlichen Anlässen sich dem Genuße hingab“, damit aber auch die Unfähigkeit, „die laute, oft tobende Freude zu mäßigen und ihren Kirchenkindern zu zeigen, wie man in Ehren ein gesellschaftliches Lied singen und, ohne sich herabzuwürdigen, die Freude der Tafel und geselliger Unterhaltung genießen könne“. Dagegen mußte stets anerkannt werden, daß die Pfarrer im Umgange mit ihren Gemeindeangehörigen nie ihre geistliche Würde vergaßen, noch daß sie sich von ihnen zurückzogen. Manchem war es freilich etwas unangenehm, daß, wer mit dem Pfarrer zusammenkam, sich bekehren, d. h. wie man urteilte, „seine Lebensweise, die Art sich auszudrücken, die Wahl seiner Bekannten ändern und seinem Wesen jenen trübseligen Anstrich geben mußte, welcher dieser Sekte überall eigen sei“.

Sieht man nun aber diese Pfarrer in der Beleuchtung, in welche sie von der Revolutionspartei gestellt wurden, so sind sie allerdings nicht mehr zu erkennen. Bevor wir jedoch darauf eintreten, verfolgen wir zunächst ganz kurz den Gang der Ereignisse.

Die weitaus größere Zahl der Pfarrer vor der Revolution waren Stadtbasler und hielten schon darum zur Stadt. Vor der Helvetik war es den Kindern des Landes überhaupt nicht gestattet, sich dem theologischen Studium zu widmen und eine Pfarrstelle anzunehmen; eine Ausnahme

machten nur die Glieder der Familie Strübin in Liestal, die ihre Sonderstellung ihrer Abstammung von einer Basler Ratsherrnfamilie und der nahen Verwandtschaft mit dem Reformationsbürgermeister Adelsberg Meyer verdankten.

Nachdem die Partialtrennung sich vollzogen hatte, mußte sich das Geschick der Pfarrer entscheiden. Am 1. April 1832 erklärte Pfarrer Zäslin in Kilchberg von der Kanzel, man solle dem neuen Gemeinderat nicht gehorchen, da er ungesetlich sei. Der neue Präsident beschwerte sich darüber in Liestal. Es wurden jedoch keine Maßregeln gegen ihn ergriffen. Als erster verließ am 7. April der Liestaler Johannes Hoch, Pfarrer in Buus, der zweimal mit Baslerinnen verheiratet war, seine Gemeinde, „nicht von sich aus, sondern um auf Anraten gutgesinnter Gemeindeglieder während des Gelterkinder Raubzuges der blinden Wut des fanatisierten Volkes zu entgehen.“ Er hielt sich noch eine Zeitlang in Maisprach auf. Verschiedene Pfarrer, Holinger in Diegten und Meyer in Waldenburg, machten in ihren Predigten „kränkende Anspielungen“ auf die neue Ordnung der Dinge.

In Diegten hatte Holinger am 6. Mai, an welchem Tage die Beeidigung der neuen Verfassung für Baselland vor sich gehen sollte, am Schlusse der Predigt in Eptingen sich dagegen öffentlich ausgesprochen. Der Gemeindepräsident Jenni in Diegten machte hievon beim Verfassungsrat Mitteilung, „woraus das dortige Treiben des Pfarrers und alten Gemeindepräsidenten ersichtlich“ war. Der Verfassungsrat sandte den Bericht an die eidgenössischen Repräsentanten und fügte hinzu, daß sich der geschilderte Uebelstand „hie und da in getrennten Gemeinden von allen Gemeinde- und noch bestehenden geistlichen Beamten fühlbar“ mache, nirgends aber mehr als in Diegten und Eptingen von dem dortigen Pfarrer.

Der Hauptgegner Holingers in Diegten war der Alt-  
schulmeister Johannes Buser, der gegen den Pfarrer eine

persönliche Abneigung hatte und große Leidenschaftlichkeit gegen ihn zeigte. Holinger behauptete, daß dieser Mensch im höchsten Grade gegen ihn machiniere, ihm alles verdrehe, was er predige, obgleich der Besuch des Gottesdienstes ihm fremd sei, und er auf entstellte Berichte gehe. Bald nach seiner Warnungspredigt durfte, wie sich Holinger beklagte, dieser Mensch mit schamloser Stirn ihn im Schweizerboten verlästern, als hätte er die Leute wegen dem Merkurdurchgang am 4. und 5. Mai abergläubisch gemacht und die Leute veranlaßt, Wasser in die Häuser zu tragen, während Holinger an jenem Tage in Ober- und Niederdorf Schuleramen abgehalten und zu jenen Wasservorräten in den Häusern nicht die geringste Veranlassung gegeben hätte. Vielmehr habe der alte Schulmeister selbst es den Leuten angeraten, um hernach mit dem Pfarrer sein Gespött zu treiben. Es kam so weit, daß dem Pfarrer die Fenster im Schlafzimmer mit Steinen und Scheitern eingeworfen, ja die Kirche in Diegten in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni entweiht und verwüftet wurde. Holinger redete am folgenden Sonntag in der Predigt davon.

Die Regierung ermahnte die verklagten Pfarrer, sich nicht in die politischen Streitigkeiten zu mischen, vielmehr darauf bedacht zu sein, „die christliche Liebe, Duldung und Aufrichtigkeit, welche unter den vergangenen Zeitstürmen so manchen Stoß und bedenkliche Abnahme erlitten, in der Wahrheit der freisinnigen, versöhnenden Religion Christi, unseres Heilandes, wieder zu erbauen und zu befestigen.“ Holinger verwahrte sich mit aller Entschiedenheit gegen die obrigkeitliche Verwarnung, da er sich keines Fehlers bewußt sei, der eine solche Maßnahme rechtfertige. Er wolle es auf eine genaue Untersuchung und Befragung der Gemeinde ankommen lassen, müsse sich aber ausbitten, einige Personen nicht abzuhören, die nun einmal, wie der Altschulmeister, eine persönliche Abneigung gegen ihn hätten. Er bestritt nicht, daß er gegen die Beeidigung der neuen Ver-

fassung geredet habe. Aber er habe es nur aus dem Grunde getan, weil damals die aufgestellten Behörden noch auf keinerlei Weise von der hohen Tagsatzung anerkannt waren. Er habe nur seine Ueberzeugung, wie sein Gewissen ihm geboten habe, ausgesprochen, um die Gemeinde vor einem „übereilten heftigen Eide“ zu warnen. Wenn dagegen derselbe Eid vom Volke gefordert werde, nachdem die Behörden anerkannt seien, so könne und werde er nicht dagegen reden. Sodann erklärte er: „Wenn aber das das Evangelium der Liebe und des Friedens ist, wie einige Bürger in meiner Kirchengemeinde ein solches Predigen von mir wünschen möchten, zu allen Gräueln und Schandtaten zu schweigen, die sie in der Bosheit ihres Herzens gerne ausübten, so muß ich bekennen, dazu kann ich mich nicht verstehen.“ Solinger blieb vorläufig von der Regierung unangefochten. Bald darauf erhielt auch Pfarrer Legrand in Oltingen einen Verweis, weil er einen Tauffchein nicht unterschreiben wollte. Vikar Samuel Merian, der einen Ruf nach Schaffhausen erhalten hatte, wünschte von seinem Vikariat in Liestal enthoben zu werden, wegen der schrecklichen Verwilderung der Jugend, und da er von den Knaben nur Widerseßlichkeit gegen den Religionsunterricht erfahre, auch jede seiner Kinderlehren gestört werde. Am 18. August machte der Regierungsrat Pfarrer Bernoulli in Bennwil Mitteilung, daß er als Pfarrer entlassen sei und das Pfarrhaus bis Ende des Monats zu räumen habe. Am 25. August wurde Peter Raillard in Laufen „wegen hartnäckigem Entgegenstreben“ abgesetzt, am 14. September erfuhren „infolge aufrührerischer Umtriebe“ Pfarrer Grunauer in Arisdorf, und „infolge unanständiger Predigt und Umtriebe“ Pfarrer Meyer in Waldenburg dasselbe Schicksal. Grunauer ging. Nach seinem Weggange wurde ihm vorgeworfen, daß er noch 38 Franken und 5 Basen schuldig sei, und er schwache so dumm, daß selbst die Basler ihn auslachen. Ja der Advokat Herold, der das Pfarramt in Arisdorf versah, schleuderte

sogar dem Antistes die Grobheit ins Gesicht, er mache ihm und dem Predigerkonvent keinen Vorwurf, daß sie diesen Esel zum Pfarrer gemacht hätten, da er wisse, daß alle über denselben Leisten geschlagen seien. Pfarrer Meyer blieb vorerst noch in Waldenburg. Da man fürchtete, er möchte bei seinem Weggange das Kammergut, eine alte aus dem Reformationsjahrhundert stammende Stiftung, mitnehmen, wurde ihm Hausarrest auferlegt. Am Vortag Nachmittage sprach er sich wieder gegen die Regierung aus. Die Regierung von Baselland, welche die Texte und die Gebete für den Vortag geschickt hatte, hätte schon lange verdient, daß das Schwert der Rache sie getroffen hätte. Die revolutionär Gesinnten seiner Gemeinde schloß er vom Abendmahl aus. Die Regierung gab Auftrag, den widerspenstigen Pfarrer zu vernehmen. Meyer verließ nun Waldenburg.

Allein die Regierung gab sich mit diesen Entlassungen nicht zufrieden. Sie ließ sich am 21. September vom Landrate ermächtigen, diejenigen angestellten Geistlichen der alten Bezirke, deren Wirksamkeit er mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge unüberträglich erachte, sofort ihres Dienstes zu entlassen. Schon am 25. September wurde Pfarrer Fürstenberger von Pratteln „als der neuen Ordnung widerstrebend“ der Laufpaß gegeben, nachdem am Vortag Herold an seiner Statt in Pratteln gepredigt hatte, um die ohnehin schon aufgeregten Gemüther noch mehr zu entflammen. Es folgte am 13. Oktober Edlin in Rotenfluh. Am 10. November wurde Legrand in Oltingen entlassen, der aber noch bis zum 3. August 1833 in Anwil blieb. Das war bei Legrand begreiflich, der in einem Briefe vom 28. Mai 1832 die Rotenflüher patriotischen Wahlmänner gezeißelt hatte, die mit einer roten Fahne nach Ormalingen gezogen waren unter Abfingung des d'Annoneschen Liedes: „Wer will ein Jünger Jesu sein und nicht ein Widerchrist, der stell zur roten Fahn' sich ein.“ Er hatte sich weiterhin im selben Briefe geäußert: „Es sind überhaupt manche Spuren da, wie eine gewisse reli-

göße Schminke über das wüste Wesen soll gezogen werden, und dadurch wird dann die Verstrickung und Verblendung vollendet." Am 23. November wurde Brüdner in Binningen entlassen, der nach Basel gewählt worden war, am 22. Dez. Stähelin in Winterlingen und am 29. Dezember Holinger in Diegten. Der 76jährige Bleienstein von Langenbrück hatte seine Entlassung beim Kirchenrat in Basel eingegeben; er wurde erst gebeten, Geduld zu haben, da Langenbrück zur Revolutionspartei übergegangen war, und so lange wie möglich zu bleiben. Auf erneutes Gesuch jedoch wurde ihm am 31. Oktober erlaubt, Langenbrück zu verlassen.

Es war begreiflich, daß alle die, welche die Revolution als eine Empörung gegen Gott beurteilten, nicht einfach ruhig zusehen konnten, sondern dagegen auftreten mußten. Sie taten es gewiß nicht, wie man ihnen vorwarf, aus Furcht, sie könnten alsdann nicht mehr so unbedingt über die Gemeinden auch in weltlichen Dingen herrschen wie bisher, sondern um ihres Gewissens willen und in herzlicher, aufrichtiger Sorge für das Heil ihrer Gemeinden, auch auf die Gefahr hin, daß die Kirchen von Woche zu Woche leerer wurden. Martin von Brunn predigte in Liestal gegen die Entlassung der Pfarrer. Der „Rauracher“ aber hezte nun gegen ihn: „Was hat ein Pfarrer vor dir voraus, als einen schwarzen Rock, wie ihn jeder Schneider machen kann?“ „Behaltet diesen traurigen Betbruder, diesen langweiligen Propheten, behaltet ihn hier, ihr Liestaler, bis er verfault, und laßt euch dann noch seinen Sarg eine heilige Wallfahrtsstätte sein.“ Freilich ist auch zuzugeben, was gelegentlich auch in Basel von konservativer und christlicher Seite von den vertriebenen Pfarrern gesagt wurde: Es seien Märtyrer mit zweifelhaftem Heiligenschein unter ihnen gewesen.

Der Kirchenrat in Basel beschloß, den vertriebenen Pfarrern auch fernerhin den Gehalt auszubezahlen, außerdem aber an sämtliche schweizerische reformierte Kirchen von den traurigen Ereignissen zu berichten und die Hoffnung aus-

zusprechen, daß sie das Ihrige dazu beitragen möchten, dem Unfug zu steuern, daß ungeweihte und unberufene Geistliche sich in die widerrechtlich vakant gewordenen Stellen eindrängen, wie das Gimpert in Buus, der in Zürich nach übelbestandenem Examen zurückgewiesen und niemals ordiniert worden war, und Herold in Arisdorf, nicht ohne Begünstigung der Gemeinde, auch Zschokke, wiewohl ordiniert, in Lausen getan hätten. Der Rat von Basel aber protestierte bei den eidgenössischen Kommissarien gegen die Entlassung der Pfarrer, da sie auf Lebenszeit angestellt worden seien, und beschwerte sich noch besonders darüber, daß einem Pfarrer nicht einmal Kenntniss von der Klage gegeben worden sei, die gegen ihn erhoben worden war. Der Kirchenrat von Basel stand unter dem Eindruck, daß zwar die Achtung vor Religion und Gottesdienst gelitten habe, aber daß die Gemeinden doch nicht so gesunken seien, daß sie ohne Gottesdienst und Pfarrer sein möchten, daß die Absetzungen der Pfarrer nur deshalb erfolgt seien, weil man den Gemeinden vorgespiegelt habe, es sei leicht, andere Geistliche ihnen zu verschaffen. Er glaubte, die Gemeinden würden die Sache bald müde werden, wenn es sich als unmöglich erweise, die Pfarrstelle wieder zu besetzen, und würden die bisherigen Pfarrer behalten oder die Vertriebenen zurückrufen. In dieser Hoffnung ließ er am 14. November 1832 an sämtliche bedienstete und unbedienstete Diener der Kirche Christi zu Stadt und Land Basel die Aufforderung ergehen, „in keiner Gemeinde, deren Seelsorger widerrechtlich entsetzt worden, ein Pfarramt oder Vikariat anzunehmen oder sonst irgend eine kirchliche Funktion darin zu verrichten.“ In dieser Hoffnung konnte der Kirchenrat bestärkt werden, wenn man erfuhr, daß in Binningen die Leute aufgebracht waren, daß man ihnen den Pfarrer wegschickte, ohne sogleich einen andern an dessen Stelle zu setzen.

Es war gewiß eine Forderung der Klugheit, wenn der Pfarrverweser von Arisdorf, Aebli, der Regierung von

Baselland am 3. Dezember 1832 nahe legte, daß auf den folgenden Sonntag für die Gemeinde Binningen notwendig um einen eigenen Geistlichen gesorgt werden sollte; „sonst gibt es daselbst unruhige Aufstritte.“ Allein der Regierung lag die Anstellung neuer Pfarrer weniger am Herzen als die Entfernung der bisherigen.

Sie trug sich nämlich bereits mit der Absicht, sämtliche Pfarrer, die sich nicht in unzweideutiger Weise auf die Seite der neuen Regierung stellten, aus dem Lande zu vertreiben. Der Landrat verlangte darum am 6. Dezember 1832, daß sämtliche Pfarrer und Pfarrverweser mit möglichster Beförderung den Verfassungseid leisten sollten. Dieser Eid verpflichtete sie: „das Evangelium Jesu Christi, wie daselbige in der heiligen Schrift enthalten ist, allein nach den Grundsätzen einer nach evangelischer Wahrheit strebenden Bibelforschung zu verkünden, einzig und allein die Verfassungs- und gesetzmäßigen Behörden des Kantons als Oberbehörden auch in kirchlichen Angelegenheiten anzuerkennen und von keinerlei außer dem Kanton Basellandschaft bestehenden Behörde irgend eine Weisung in Bezug auf die Erfüllung ihrer Amtspflichten anzunehmen.“ Was zunächst die religiöse Seite des Eides anbetrifft, so ist anzuerkennen, daß er in einer Weise die Hauptsache herausstellt, daß man sich nur wundern und freuen kann. Es war darum durchaus ungerechtfertigt, wenn Légrand urteilte, daß Baselland bei dieser Verfassung auch nicht einen Pfarrer bekomme, der das Evangelium in Wahrheit und Lauterkeit predige. Eben-  
sowenig war in dem Eide seine Erklärung begründet: „Das Evangelium von Jesu, dem Heiland der Sünder, ist euch genommen.“

Schwieriger war es allerdings für die bisherigen Pfarrer, die neuen Behörden auch als kirchliche Oberbehörden anzuerkennen; ja nicht nur schwierig, sondern bei ihrer Auffassung der Dinge unmöglich. Alle außer zweien, Marcus Luz in Läuelfingen und Wilhelm Hoch, in Klein-

blüningen, dann in Ormalingen, haben sich denn auch aus Gewissensgründen geweigert, den Eid zu leisten. Infolgedessen mußte einer nach dem andern das Land verlassen: Martin von Brunn in Lieftal am 5., Preiswerk in Muttensz am 7., Sarasin in Tenniken am 10., Burdhardt in Siffach am 26. Januar, E. Burdhardt in Rümlingen und Stähelin in Frenkendorf am 9., Fäsch in Ormalingen am 28. Februar, Burdhardt in Brehwil und Huber in Benken am 9. März 1833. Nach dem Entscheidungskampf vom dritten August mußten auch noch die letzten Basler Pfarrer weichen. Schon am 5. August wurde vom Landrat beschlossen, daß sämtliche Pfarrer der bis zum 3. August nicht getrennten Gemeinden das Land zu verlassen hätten. Pfarrer Zäslin in Kilchberg glaubte die Aufforderung nicht so ernst nehmen zu müssen. Er blieb in Kilchberg. Allein am Samstag, den 10. August, abends, kam der Pfarrer von Rümlingen und erklärte, er werde am folgenden Tage predigen. Am Sonntag Abend holten zwei Landjäger, 9 Scharfschützen und ein Chasseur den Pfarrer in einem Wägelein nach Gelterkinden; von dort wurde er noch gleichen Abends von zwei Landjägern nach Lieftal gebracht, wo er 11 Uhr Nachts anlangte. Am folgenden Morgen wurde ihm auf dem Polizeibureau eröffnet, daß er mit seiner Familie den Kanton zu verlassen und aller Funktionen sich zu enthalten habe. Zäslin erklärte, er wisse nicht, warum man ihn so fortschicke, da er sich nie in etwas Politisches gemischt habe. Er sei auch gar kein baslerischer Beamter, da er im Jahre 1799 von der Verwaltungskammer zum Pfarrer gewählt worden sei und keiner Regierung habe schwören müssen. Er bat um acht Tage Frist, um seine Sachen in Ordnung zu bringen. Er kehrte nach Kilchberg zurück und machte den Versuch zu bleiben. Die Gemeinde stand zum Teil zu ihm. Der Freiheitsbaum wurde in der Nacht vom 14. zum 15. August umgesägt. Der Pfarrer und der gleichgesinnte Schullehrer suchten ihre Gegner einzuschüchtern: „Wir stehen unter eidgnösslichem Schutz; nehmt

euch in acht, was ihr tut.“ Der Präsident forderte daher die Regierung auf, schärfere Maßregeln gegen die beiden Männer zu ergreifen.

Zu gleicher Zeit wurde die Regierung in Kenntniß gesetzt, daß die ehemaligen Pfarrer Fäsch von Drmalingen und Solinger von Diegten sich in Gelterkinden aufhielten und all dort ihr schändliches Wesen trieben. Am 16. August meldete der Präsident von Gelterkinden, daß die Gemeinde einstimmig beschlossen habe, den Wunsch an die Regierung zu richten, daß ihr Pfarrer bis zu einem definitiven Tagatzungsbeschlusse in Gelterkinden gelassen werde, um so mehr, als dessen Frau jüngster Tage Kindbetherin geworden sei. Da auch in Kilchberg und Anwil — den letztern Ort hatte Legrand gleich nach dem 3. August verlassen — das Mobiliar der Pfarrer noch nicht fortgeschafft war, erging am 21. August an den Bezirksverwalter in Sissach die Aufforderung: die baselischen Priester, welche sich allenfalls in den ehemals nicht getrennten Gemeinden wieder einnisten möchten, mit aller Strenge fortzuweisen, ihren Familien eine Zeitfrist anzuberaumen, während welcher sie die Pfarrhäuser zu räumen haben, der Frau Pfarrerin in Gelterkinden hingegen den Aufenthalt bis zu ihrer Genesung oder Transportfähigkeit zu gestatten. Ein weiterer Widerstand war aussichtslos. Die Pfarrhäuser wurden geräumt.

Im September 1833 kam in Basel die „Erklärung und Zeugnis der achtundzwanzig vertriebenen Landgeistlichen des Kantons Basel“ im Druck heraus, worin sie vor der Oeffentlichkeit über ihr Verhalten Rechenschaft ablegten und zeigten, daß es ihnen Gewissenssache war, nicht nachzugeben, sondern dem Revolutionsgeiste furchtlos zu widerstreben. Sie betrachteten sich deshalb auch fernerhin noch als die rechtmäßigen Pfarrer, sie nannten sich Exulanten und die Gemeinden immer noch ihre Gemeinden, mit denen sie, in der Hoffnung zurückkehren zu können, in steter Verbindung blieben und für die sie den „Christlichen Volksboten“

gründeten. Sie hofften auch dann noch, als alle Hoffnung zerronnen war. So sehr die Treue zu achten ist, so machte sich doch auch eine gewisse Unbelehrbarkeit geltend, und es ist darum etwas Wahres daran, was von ihnen gesagt wurde: „Ungeachtet sie Uhr und Kalender vor sich haben, wissen sie gar nicht, welche Zeit es ist, sondern werden immerfort von der fixen Idee geplagt, es sei noch die alte Zeit, während wir doch längst in der neuen leben, essen, trinken, lachen, weinen, schlafen, wachen.“

Ganz außer Frage ist freilich, daß manche der alten Pfarrer sich dauernd die Liebe ihrer Pfarrkinder gewonnen und auch durch den Wegzug das Vertrauen nicht verloren hatten. Schickten doch aus Liestal und andern Orten verschiedene Familien ihre Kinder nach Basel in den Unterricht. Am Herbstkommunionstage 1833 sah man eine Menge Bauersleute auf Wagen Liestal passieren, die in Basel oder Beuggen geistliche Speise suchten. In St. Jakob feierte Johannes Linder mit seinen getreuen Ziefenern das heilige Abendmahl. Kurz vorher aber hatte er an sie geschrieben: „Denen, die da meinen, sie machen mir eine Freude damit, wenn sie über den Kandidat Specht schelten, denen sage ich, es wäre besser, wenn sie für ihn beteten. Ist es gegen ihre Ueberzeugung, seine Predigten zu besuchen, so mögen sie es mit Gott ausmachen. Aber Schelten muß gewiß auch gegen eines Christen Ueberzeugung sein.“ Es ist ebenso ein deutliches Zeichen für die Anhänglichkeit der Gemeinde daß die Oltinger nach fünf Jahren die Absicht hatten, ihren Legrand wiederzuwählen. Legrand, der wie Walser in Tübingen studiert, nachher aber bei Fritz Oberlin im Steintal eine unvergleichliche praktische Anleitung empfangen hatte, hatte nun einmal die Ueberzeugung, daß die Empörung Sünde gewesen sei, und darum konnte er später schreiben, er würde auch jetzt in der Hauptsache handeln wie ehemals, nur mit mehr Weisheit, Liebe und Vertrauen. Wie er in seiner Gemeinde manches Jahr den Heidenboten und



er bei den Verhandlungen, die über das Kammergut geführt wurden, als Vertreter der Landschaft beim eidgenössischen Schiedsgericht verwendet.

Mehr Bedeutung hatte der Pfarrer von Läuelfingen, Marcus Luz. Er war 1798 von der Verwaltungskammer als Pfarrer in Läuelfingen gewählt worden, hatte, wie Zäslin, in Rilschberg keinen Eid schwören müssen und hielt sich darum nicht in dem Maße der Basler Regierung verpflichtet, wie die andern Pfarrer, welche Basel durch den Eid verbunden waren. Luz und Hoch wurden gelegentlich als die einzigen „populären, freisinnigen und leidenschaftslosen Männer“ unter den Pfarrern ausgegeben, wogegen aber die vertriebenen Basler mit Entschiedenheit protekierten. Luz hatte eine entschiedene Abneigung gegen das Konventikelwesen und namentlich gegen die Brüdergemeinde; aber er wollte darum noch nicht als ein „eidbrüchiger Apostat“ gelten, weil es ihm nicht gefallen mochte, einer Bruderschaft anzugehören, die andere Ansichten über religiöse Gegenstände, andere Ausdrücke und andere Uebungen hatte, als er hatte und gewohnt war, und deren Intoleranz, wie er behauptete, er aus alter langer Erfahrung kannte.

Luz hatte sich nicht bewogen gefühlt, die Landschaft zu verlassen. In der Hoffnung, auf seiner Pfarrei bleiben zu können, wo er 35 Jahre gewirkt hatte, verstand er, der nicht mit zeitlichen Gütern gesegnet war, sich zu einigen Opfern, ohne, wie er betonte, sich der Charakterlosigkeit schuldig zu machen, oder seinen bürgerlichen Pflichten entgegenzuhandeln. Als er am 17. August 1832 aufgefordert wurde, die Gedächtnisrede auf die am 21. August 1831 gefallenen Landschaftler zu halten, lehnte er den Auftrag ab. Dagegen ließ er sich herbei, nach der Gedächtnisfeier vom 21. August in Läuelfingen „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ singen und Abendmahl feiern zu lassen, im Gegensatz zu den übrigen Pfarrern, welche sich geweigert hatten, „für die Greuelszenen in Gelterkinden ein Te Deum anzustimmen“. Er führte dabei

aus, wie dankenswert es sei, daß sie, die Läuferfinger, dieses heilige Mahl so ungestört und ruhig genießen könnten. Ebenso übernahm er den Auftrag, auf den Betttag 1832 die Gebete zu verfassen, die vordem vom Basler Kirchenrate ausgegangen waren. Wiederholt predigte Luz in Rümlingen und in Sissach, obwohl der Kirchenrat von Basel am 14. November 1832 verfügt hatte, daß die getrennten Gemeinden von Basler Pfarrern nicht bedient werden dürften. Auch von Buus erhielt er die Aufforderung zu predigen. Außerdem ließ er sich als Schulinspektor in Oltingen, Wenslingen und Zeglingen von der landschaftlichen Regierung verwenden, war auch kurze Zeit Mitglied der Prüfungskommission für neue Schullehrer, gab aber das Amt bald wieder auf, nachdem er im „Eidgenossen“ zur Zielscheibe des Spottes gemacht worden war. Dagegen bat Luz am 30. Dezember 1832 den Regierungsrat von Baselland, er möchte ihn mit der Eidesleistung verschonen. Nicht darum, weil er sich um die Ansprüche des Herrenhutismus kümmere, sondern weil er seinerzeit beim Eintritt ins Ministerium das Gelübde abgelegt habe, bei der Basler Konfession zu bleiben, und erst gehen könne, wenn die basellandschaftliche Kirche aus dem Verband der Basler Kirche gänzlich entlassen sei, widrigenfalls er des Genusses des Kammergutes und der Witwen- und Waisenkasse verlustig gehe. Man ließ Luz eine Zeitlang gewähren. Als die Regierung die Schullehrer absetzte, machte Luz ihr deswegen Vorstellungen, ebenso trat er gegen das Schreiben Herolds gegen den Basler Antistes auf und verlangte, daß der Preßfreiheit des „Raurachers“ Einhalt getan werde.

Anfangs Mai 1833 forderte die Regierung Luz und die übrigen Pfarrer, welche den Eid noch nicht geleistet hatten, auf, dies Versäumnis nachzuholen und stellte ihm in Aussicht, daß ihm im Weigerungsfalle die Befoldung nicht mehr ausgewiesen werde. Luz sah sich nun in einer fatalen Lage. Von Basel aus war ihm bis Ende des Jahres 1832

aus dem Kirchenfond sein Gehalt bezahlt worden, seitdem vom Staate Baselland. Leistete er den Eid, so konnte er voraussehen, daß er von der Liste der Diener in Basel gestrichen würde. Er machte darum den Versuch, die Eidesleistung noch einmal hinauszuschieben, so lange, bis das „feindselige Basel“ die Landschaft als souveränen Staat anerkenne. Dabei berief er sich auf seine „bekannte warme Vaterlandsliebe und treue Ergebenheit an die Sache von Basellandschaft“ und bezeugte es, wie wenig sein Herz mit Basel harmoniere, noch jemals harmonieren werde. Die Regierung aber ließ sich nicht mehr umstimmen, sondern forderte Luz auf, sich zur Eidesleistung bereit zu halten, wenn er nicht Entsetzung von seiner Stelle gewärtigen wolle. In dieser Verlegenheit wandte sich nun Luz an den Antistes von Basel um Rat. Dieser legte ihm nahe, das Benehmen seiner Amtsbrüder zum Vorbild zu nehmen und den Eid zu verweigern. Er könne dies um so eher tun, als zu erwarten sei, „ein Zustand, der auf Lügen und Unrecht gegründet sei, werde nicht von langer Dauer sein.“ Zu gleicher Zeit hatte das Farnsburger Kapitel, d. h. die vertriebenen Pfarrer dieses Kapitels, die noch ihre alten Rechte in vollem Umfange in Anspruch nahmen, an den Kirchenrat die Anfrage gestellt, wie sie sich Luz gegenüber zu verhalten hätten; nach allem, was geschehen sei, wünschten sie ihn diesmal bei der Einladung zu übergehen. Der Rat beschloß, Luz selbst zur Vernehmlassung aufzufordern und das Kapitel aufzufordern, ihn einzuladen, sofern er sich weigere den Eid zu leisten. Luz rechtfertigte sich. Der Kirchenrat fand es ungehörig, daß Luz sein Unrecht nicht eingestehen wolle und fand den Ton seines Schreibens nichts weniger als bescheiden. Besonders Mißfallen erregte es, daß Luz erklärte, seine Amtsbrüder hätten unnötigerweise ihre Stellen verlassen. Ein Mitglied machte den Versuch, Luz zu verstehen. Es müsse manches bei Luz nicht so übel gedeutet werden, da man wisse, daß er ein inkonsequenter aus heterogenen Elementen zusammen-

gesetzter Mensch sei. Die Mehrheit war aber in seiner Verurteilung einig. Er habe sich grober Fehler schuldig gemacht. Unwürdig sei, daß er sich von den Gemeinden für seine Predigten habe bezahlen lassen, unbegreiflich, daß er neben einem Rolle als Schulinspektor habe amten können. Sein ganzes Benehmen zeuge von Verstandes- wie Charakter- schwäche, auch seine Verteidigung zeige dies, indem er andere anschwärze, um sich weiß zu waschen. Er sei ein Amphibium und habe gehofft, es mit keiner von beiden Parteien zu verderben. Demgemäß wurde Luz mitgeteilt, daß der Kirchenrat die Verteidigung nicht als genügend erachte, und ihm nahe gelegt, er sollte in sich gehen. Wenn er sich bessere, wolle man das Geschehene vergessen, sonst behalte sich der Kirchenrat weitere Schritte vor.

Luz blieb aber bei seiner Meinung. Am 27. Juli wurde er auf den 1. August zur Eidesleistung nach Liestal eingeladen. Allein am Vorabend der Entscheidung wurde die Eidesleistung noch einmal ausgestellt. Nachdem aber am 3. August 1833 die Würfel gefallen waren, mußte Luz doch noch den Eid leisten. Er tat es in aller Form am 17. September. Am 6. März 1835 beschloß der Kirchenrat in Basel, Luz als auswärt's Bediensteten im Regimentsbüchlein aufzuführen. Er konnte sich allerdings dieses Ausganges nicht mehr lange freuen, denn am 22. Oktober desselben Jahres machte der Tod seinem Wirken ein Ende.

\* \* \*

Der Basler Kirchenrat hatte sich nach der ersten Vertreibung der basellandschaftlichen Pfarrer an die schweizerischen Kirchenbehörden mit der Aufforderung gerichtet, ihren Pfarrern den Eintritt in den basellandschaftlichen Kirchendienst zu verbieten. Er hatte jedoch keinen Erfolg gehabt. Denn St. Gallen fragte in Liestal an, unter welchen Bedingungen St. Galler Pfarrer in baslerischen Ge-

meinden angestellt würden. Bern erklärte sich der Landschaft gegenüber mit Freuden bereit, Mitgliedern seines Ministeriums die Urlaubsbewilligung zur Uebernahme eines Pfarramtes im Baselbiet zu erteilen. Als später der Glarner Leuzinger, der in Basel studiert hatte, in Benken als Pfarrer antrat, wurde vom Basler Kirchenrat beschlossen, keinen Studenten mehr zu ordinieren, der nicht ausdrücklich verspreche, nimmermehr auf der getrennten Landschaft eine Stelle anzunehmen. Es fanden sich gleichwohl Leute genug, welche die verwaisten Gemeinden zu bedienen bereit waren. Sogar baslerische Kandidaten hielten sich nicht fern. In Benwil wurde Kandidat Linder als Pfarrer begehrt, der dort geboren war. Er wollte freilich nur unter der Bedingung die Anstellung annehmen, daß ihm vom Basler Kirchenrate die Erlaubnis dazu gegeben werde. Daß aber ein Basler Kandidat überhaupt geneigt war, in einer getrennten Gemeinde den Dienst zu übernehmen, erregte allgemeinen Unwillen. Als Linder noch einmal predigte, erhielt er einen Verweis; für den Fall, daß er fortfahren sollte, wurde ihm mit Suspension gedroht. Als der Kandidat J. Schaub von Liestal in Rümelingen ein Amt annahm, wurde er von der Liste des baslerischen Ministeriums gestrichen. Dasselbe Schicksal erfuhr Wilhelm Hoch, nachdem er die Pfarrei Ormalingen gegen die von Kleinhüningen eingetauscht hatte.

Die Einführung der neuen Pfarrer vollzog sich nicht überall ohne Hindernisse. In Arisdorf goffen die Anhänger des alten Pfarrers in der Nacht vor der Einsegnung Aebli's „dem Kirchenwege entlang allenthalben stinkende Sauche“ aus. Im übrigen hielt man darauf, daß die Einführung möglichst einfach vor sich gehe durch einen Pfarrer oder Erziehungsrat, ohne Zeremonie, ohne Segensspruch, ohne Einweihung. „Wie man jeden Menschen, den man zum ersten Male in Gesellschaft mitbringt, den Anwesenden vorstellt und seinen Namen sagt, so macht man dies auch bei den Geistlichen.“

Die bloße Aufzählung der Namen der neuen Pfarrer läßt schon die Vielgestaltigkeit dieser neuen geistlichen Führer vermuten, die dadurch noch nicht eines Geistes wurden, daß der Landrat beschloß, sie müßten „alle gleichförmige Kirchenkleider tragen.“ Es waren: Rahn von Zürich in Pratteln; Tanner von Herisau in Langenbruck; Sabathuler von Wartau in Waldenburg; Koller von Winterthur in Oltingen; Ringier von Zofingen in Bennwil; Nüsperli von Aarau in Rotenfluh; Stephani von Guarden in Buus; Uebli von Bilten in Arisdorf; Ischoffe von Aarau in Laufen; Weyermann von Bern in Binningen; Walser von Teufen in Liestal; Stooß von Bern in Diegten; Wälti von Zurzach in Tenniken; Fehr von Berneck, St. Gallen, in Muttenz; Hoch von Liestal in Ormalingen; Repler von Rehetobel in Siffach; Schweizer von Brunnadern, St. Gallen, in Frenkendorf; Abderhalden von Wattwil in Münchenstein; Wolleb von Basel in Brezwil; Weber von St. Gallen, bisher Pfarrer in Krinau, in Zubendorf; Schmitz, offenbar ein Deutscher, dessen Heimat der Regierung nicht bekannt war, erst Vikar in Gelterkinden; Leuzinger von Mollis in Benken; Schaub von Liestal in Rümlingen; Rothpletz von Aarau in Buus; Gyger von Brunau, Thurgau, in Rilschberg und Specht von Prechtal im Großherzogtum Baden in Ziefen.

Der Mann, der unter den neuen Pfarrern am meisten hervortrat, war der Liestaler Pfarrer Johann Ulrich Walser. Das älteste von dreizehn Kindern, in Teufen als Sohn eines beliebten Arztes geboren, war er mit zehn Jahren zu einem Onkel in den Kanton Thurgau gekommen, der Pfarrer war. Unter seinem Einfluß betrat er die geistliche Laufbahn, wozu er nicht geschaffen war, weil ihm der innere Beruf fehlte, und so mußte es später dahin kommen, daß ihm das Pfarramt entsetzlich verleidete. Mit neunzehn Jahren wurde er Pfarrer in Grub. Walser trat gerne in Widerspruch mit dem Bestehenden. Darum nahm er sich gerne

solcher Leute an, die von der offiziellen Kirche gedrückt waren. Er schrieb eine Geschichte der appenzellischen Täufer: „Wahrheit und nur Wahrheit will ich schildern, das ist die Partei, zu der ich gehöre, die Sekte, zu der ich mich bekenne.“ Er nahm sich eines „heimatlosen Flüchtlings“, Hartwig Jundt-Radowskys, an, der zwar als Christen sich bekannte: „Was bedarf es mehr, als den festen, innigen Glauben an Gott, der als liebevoller, gütiger Vater für das Wohl aller seiner Geschöpfe sorgt“, der aber von seiner „Vernunftreligion“ aus alles mit seinem Spotte übergoss, was ihm als vernunftwidrig vorkam. Walser geriet aber auf diese Weise mehr und mehr in Gegensatz zu der Kirche. Er wetterte gegen die Kindertaufe, als „eine Handlung voll Zwecklosigkeit und Widerspruch und ohne allen vernünftigen und biblischen Stützpunkt“, oder er meinte, daß nach Christus und Paulus die Heiligung der Sonn- und Festtage „mit Kirchen- und Müßiggehen“ sehr töricht und tadelnswert sei, und sah in den sogenannten kirchlichen Vereinen, wie er die Kirchen nannte, nichts weiter als öffentliche, unter dem Schutze des Staates stehende, religiöse Anstalten zur geistlichen und sittlichen Veredlung des Volkes, lauter Gedanken, die er später in seinem neuen Wirkungskreise mit Entschiedenheit vertrat. Diesen Mann wählte Liestal am 7. Januar 1833 zu seinem Pfarrer. Was Walser nach Liestal zog, war vor allem das hohe Freiheitsgefühl. Schöner als in irgend einem andern Gau des Schweizerlandes, äußerte er sich in seiner Abschiedspredigt in Grub, blüht jetzt dort die Freiheit und nirgends habe man ihr in neuerer Zeit größere Opfer gebracht. Diesen herrlichen Bau der Freiheit, der so schön begonnen worden sei, möchte er gerne vollenden helfen.

Wir haben kein Recht und keinen Grund, die Redlichkeit dieses Willens zu bestreiten. Es ist im Gegenteil zu betonen, daß nur bei dieser Anerkennung das ganze Verhalten dieses Mannes verständlich wird. Es wirkten bei

ihm und seinesgleichen die Gedanken der großen Revolution nach, die alle Schranken wollten niedergerissen sehen, die sich namentlich in einem alle geschichtliche Bindung zerstörenden Individualismus und Freiheitsrausch kundgaben. Er fand in der Landschaft Gefinnungsgenossen. Walser hielt seine Antrittspredigt über das Wort des Paulus: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber nur Knechte um Jesu willen“, und bezeichnete es als seine Aufgabe, Liebe in Wahrheit zu verkündigen. Nach dieser tatsächlich evangelischen Predigt konnte man das Beste erwarten.

Schon vor Walser war der Advokat Herold aus Frankfurt nach Liestal gekommen. Er wurde, da noch keine Pfarrer zu haben waren, aufgefordert, in Urisdorf und gelegentlich auch in Pratteln zu predigen. Wie kein anderer hat er seinen Spott und Hohn über die bisherigen Pfarrer ausgegossen. „Diese sitzen nun müßig; Müßiggang ist aller Laster Anfang. In der frommen Missionsstadt schleichen sie jetzt umher als Zionswächter und Himmelsdemagogen und leben wie die geheime Polizei von Ungeberei und tückischem Blindschleichen.“ „All ihr Streben ging darauf aus, den Menschen das Frohgefühl der Lust, das Selbstgefühl der Kraft zu rauben; . . . sie haben auch bei dem Anschauen der Natur und des Menschenlebens keine Erhebung und sie müssen das Gebetbuch unterm Arm tragen, um den Gedanken an Gott nicht zu verlieren. Sie möchten alles gern mit dem Blut Christi anstreichen, des Himmels Blau und der Wiese Grün möchten sie christblutrot färben, so wenig verstehen sie den Herrn der Welt in seiner reichen Mannigfaltigkeit zu ehren.“

Von einem Verständnis für die Frömmigkeit, wie sie bis dahin gepflegt worden war, ist bei diesem Manne gar keine Rede. Man darf es wohl gelten lassen, wenn er die Ungenügsamkeit seiner Gegner geißelt: „Die Vernunft ist ein gefährliches Ding und alles stände besser, wenn nur die Ver-

nunft nicht wäre. Ein wenig Vernunft muß der Mensch allerdings haben, sonst wüßte er ja nicht einmal, wo er den Löffel anfassen muß.“ Aber herzlos klingt's, wenn er sich über den Sturz Basels ausläßt: „Pfaffen, Millionarren, Betstündler und Lederlikrämer sind sie alle . . . Was hat Basel noch mehr, als Traktätleinschreiber und Achselhänger, als traurige Stündler und heidengierige Missionsgesellen? . . . Die Heiden fluchen jetzt schon den Namen der geistesverkehrten, herzensverdrehten Eiferer, welche ausgehen, um in fernen Landen unter dem Namen der Christusreligion ihre fromme Dummheit zu verbreiten.“ Und ungerecht war es ebenfalls, wenn er von den alten Pfarrern schalt: „Sie sind zu träge, das Leben anzuschauen, zu abgestumpft, um die frische Kraft der Zeit zu prüfen, zu geist- und begeisterungslos, um würdigen Schritt halten zu können mit den tapferen Streikern, und darum führen sie euch in die Kämmerlein und trillern wimmernd mit euch etliche alte Weibermelodien.“

So sehr nun auch solche Urteile über die früheren Pfarrer weit über das Ziel hinauschießen, ja nicht anders denn als Karrikatur beurteilt werden müssen, so wäre es doch ebenso ungerecht, den Männern der Revolutionspartei alle Religion abzusprechen. Gerade Herold hat doch gelegentlich Worte gefunden, aus welchen der echte Ton des Glaubens herausklingt: „Es muß uns Vieles, sehr Vieles gleichgültig werden, wenn uns die wahrhafte Hauptsache nicht unter zufälligen Nebendingen verloren gehen soll.“ Dabei konnte er allerdings manches zu den Nebendingen rechnen, was vor ihm und nach ihm ganz anders beurteilt worden ist und gelegentlich dem Antifisten Falkeisen pathetisch zurufen: „Wir sind Weltkinder, Söhne unserer Zeit und haben einen eigenen Gott. . . Lesen Sie Ihre Offenbarung und bleiben Sie gläubig an den Leichnam und an die Verwesung, aber streuen Sie den Moder der Vergangenheit, den Schutt Jerusalems nicht auf die blühende Wiese der Gegenwart.“ Es ist auch etwas Richtiges daran, daß der

Pietismus zwar das Bibellesen verbreitete, aber den Grundsatz der freien Forschung stürzte und Menschensatzung über das Gottesgebot stellte. Und es zeugt doch wirklich von starkem Glauben, wenn dem Einwand gegenüber, daß bei dem Grundsatz der freien Forschung der Protestantismus sich zersplitterte, geantwortet wurde: „Allerdings führt die Forschung zur Verschiedenheit. Aber dennoch ist dieser geistige Kampf der einzig gerechte Krieg und man sollte ihn heilig nennen. Die Forschung reinigt und erweitert die Wahrheit und führt zuletzt immer zur Einheit... Wir gelangen durch Wahrheit zur Freiheit und durch Freiheit zur Liebe.“ Man spürt auch das Dringen auf Verinnerlichung, wenn verlangt wurde, daß der Bibel-Glaube in der Ueberzeugung begründet werden müsse, oder wenn erklärt wurde: „Jetzt muß ein neues aufgebaut werden, nicht auf den Unverstand, sondern auf den Verstand der Menschen, nicht auf blindes Glauben, sondern auf vernünftiges Prüfen, nicht auf sklavischen Gehorsam, sondern auf freie Ueberzeugung, nicht auf den Geist der alten Geistlichen, die keineswegs unsere Meister sind, sondern auf den Geist Jesu Christi, unseres Herrn.“

Es ist sehr deutlich zu spüren, durch welche theologische Schule die Revolutionspfarrer hindurch gegangen sind. Es werden einmal für die ältern genannt: Semler und Baumgartner, sodann Schleiermacher, Wegscheider, Schultheß und der frühere DeWette, für die jüngeren noch Tholuk; d. h. aber, wir haben es durchaus nicht mit einer einheitlichen Schule zu tun. Sind Wegscheider und Schultheß die Vertreter des Rationalismus, der nichts für wahr hält, was nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft besteht, so meldet sich in Semler und DeWette die geschichtliche Auffassung des Christentums, deren Anregungen die evangelische Kirche bis in die Gegenwart hinein die reichste Befruchtung verdankt. Steht Schleiermacher als der alle überragende Begründer der modernen Theologie vor uns, so ist Tholuk der Vertreter des neuen Pietismus, der nament-

lich durch ihn zu segensreichem Einflusse gelangt ist. Bei Schultheß in Zürich konnten die aus der Ostschweiz stammenden Pfarrer die Abneigung gegen „Mythizismus und Pietismus“ lernen; hatte er doch in einer Schrift von 1815 das „Unchristliche und Vernunftwidrige, geistig und sittlich Ungefunde“ mehrerer Büchlein, die seit einiger Zeit, besonders von der Traktatgesellschaft in Basel und ihren Freunden heimlich ausgestreut wurden, bekämpft. Andererseits aber tat er sich auf dem Gebiet der Volksschule hervor, die er nach Pestalozzi's Vorgang zu heben und zu fördern suchte. Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Crusius, † 1842, wehrte sich für religiöse Freiheit gegen Harms und trat gegen den Vulgärrationalismus auf.

Die Schüler solcher Männer, traten die Revolutionspfarrer ihr Amt in der Landschaft an. Die Gemeinden freuten sich, wie berichtet wird, Lehrer gefunden zu haben, welche im Sinne einer nach Wahrheit strebenden Bibelforschung die schönen Regungen der Zeit und des Volkslebens pflegen und, den Seelenfrieden der einzelnen erbauend, auch die zu unwürdigem Menschen- und Freiheitshaß entflammten Gemüther besänftigen zu können schienen. Tatsächlich waren die meisten vom besten Willen erfüllt, ihr Amt recht zu verwalten. „Erfüllen wir unsere Pastoralpflichten getreu und gewissenhaft, verkündigen wir unsern Anvertrauten das Wort Gottes rein und lauter; geben wir ihnen ein gutes Beispiel, beschäftigen wir uns mehr mit der Seelsorge als mit der Diplomatie, studieren wir tüchtig!“ das war die Losung des Pfarrers Tanner von Langenbruck, die viele sich zu eigen machten. Leider ist uns über die Predigtweise und den Religionsunterricht dieser Pfarrer nur sehr spärliches erhalten geblieben. Nüssperli, ehemals Pfarrer in Rotenfluh, predigte später als Bezirkslehrer zu Waldenburg einmal für den Dichterpfarrer Friedrich Oser, als diesem ein Töchterchen gestorben war, in Anlehnung an das Psalmwort: „Er gibt Schnee wie Wolle und streuet Reif wie Asche“,

und redete: 1. Von den Wintervergütungen, 2. Vom Mikroskop und 3. Vom ewigen Leben, wozu allerdings zu bemerken ist, daß die Ausführungen die religiösen Gedanken besser zu ihrem Rechte kommen ließen, als die sonderbare Einteilung vermuten läßt. Denn Nüsperli führte aus, daß, wenn der Winter neben dem Harten auch seine Reize hat, so auch das Leben, daß dem forschenden Geiste erst die Wunder der Schöpfung sich auktun, daß aber all unser Wissen und Erkennen Stückwerk ist und auf eine Vollendung im ewigen Leben hinweist. Der Mann hatte in klarer Erkenntnis, daß ihm die Gabe der Mitteilung seines religiösen Besitzes fehle, das Pfarramt gegen das Lehramt vertauscht. Dagegen ist uns ein anschauliches Bild von der Tätigkeit des Pfarrers von Kilchberg gezeichnet worden. „In der Religionsstunde gab er eine Anzahl von Bibelstellen oder Liederversen an, die sofort auswendig zu lernen waren. Es begann das Summen der Lernenden laut und immer lauter. Dabei ging er mit einem Stock unter dem Arm auf und ab, und wo ein Kind lässig zu sein schien, da rief er ihm zu: „Lehret, lehret doch!“ Wer das Gelernte ordentlich auffagen konnte, durfte nach Hause gehen. In der Kinderlehre ging es ebenso geistlos zu. Kläglich war es mit dem Gottesdienst bestellt. In der Monotonie einer Sägemühle floß ununterbrochen sein Vortrag dahin; die Gemeinde saß steif und teilnahmslos da, halb wachend, halb schlafend, und nur wenn der Name Jesu Christi genannt wurde, da lüpfte die Männer ihre Hüte und neigten sich, oder schwankten die Reihen der Frauen. Seine Lerte nahm der Pfarrer mit Vorliebe aus den Sprüchen Salomonis und dem Buche Sirach. Er sprach nie von dogmatischen Dingen oder einer höhern Sittlichkeit — Reue und Buße, Wiedergeburt und Gotteskindschaft — sondern beschränkte sich auf moralische Rezepte für das Leben; den himmlischen Vater lehrte er kennen als den Spender von Gras für das Vieh, Brot für die Menschen, und Gutwettermacher. Im alltäglichen Verkehr mit den Pfarrkindern

bespach er immer gern die Frage des Verdienens, des Sparens und vorteilhaften Haushaltens. Er gab Rat über Kauf und Verkauf, richtige Aufstellung der Wage, Pflege der Bäume, Verwendung des Obstes.“

Neben der Erfüllung der pfarramtlichen Pflichten machten sich freilich auch andere Bestrebungen geltend. Auf Anregung der Pfarrer entstanden an verschiedenen Orten patriotische Vereine und fast in jedem Orte Gesangvereine, von denen gerühmt wird, daß sie sichtbaren Einfluß auf das moralische Streben der Landleute ausübten. In Arisdorf hielt der Pfarrer Uebli zahlreich besuchte Abendvorlesungen über Schweizergeschichte, in Nuttenz gründete Pfarrer Fehr einen patriotischen Lesekranz, im Frenkendorfer Pfarrhause wurde eine Art freiwilliger Fortbildungsschule abgehalten. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß wahre Volksbildung die Grundlage der Freiheit und der Wohlfahrt des Vaterlandes sei, und in der Meinung, daß Christus auch den Armen, dem sonst vernachlässigten Volke das Evangelium gepredigt habe, forderte Pfarrer Nüsperli in Rotenfluh zum Beitritt zum schweizerischen Verein für Volksbildung auf.

Als das erste Schulgesetz der Landschaft beraten wurde, bot sich Gelegenheit, das Verhältnis der Pfarrer zur Schule zu verhandeln. Der Entwurf des Schulgesetzes anerkannte stillschweigend die höchst wünschenswerte und heilsame Emanzipation oder Unabhängigkeitserklärung der Schule von der Kirche. Dem Ortspfarrer wurde nirgendwo von Amtswegen die Mitgliedschaft in der Behörde zugesprochen. Dagegen wurde nun von den Pfarrern Rahn und Nüsperli die Forderung erhoben, es sollten den Pfarrern eine Anzahl Stunden in der Schule aufgebürdet werden. Die Befürchtung, es möchten die Geistlichen auf die Schule zu viel Einfluß gewinnen, wurde zurückgewiesen durch die Erklärung: „wenn sie ihre Aufgabe richtig auffassen, kann ihr Einfluß nie zu groß sein; wenn nicht, so haben sie die Ratsbehörden in Schranken zu weisen.“ Weiterhin wurde geltend gemacht,

es sei unter den neuen Theologen ein fast allgemein anerkannter Satz, daß der schönste Wirkungskreis des Geistlichen die Bildung der Jugend sei. Fast alle Pfarrer der Landschaft gehörten dieser Schule an, so daß alle zu dieser Arbeit vorbereitet seien, was anderwärts noch selten in dem Maße der Fall sein dürfte. Gelegentlich wurde sogar der Gedanke verfochten, „die Kirche in der Schule untergehen zu lassen“.

Wie von der Schule wollten andere die Pfarrer von der Betätigung in der Armenpflege fernhalten. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Geistlichen den entschiedensten Einfluß auf die Behörden der Gemeinden ausübten, so daß nicht selten alles getanzt werden mußte, „was der mit einem Schein von Frömmigkeit bekleidete Pietismus der Geistlichen mit bezaubernder Kraft zu pfeifen wußte.“ Gleichwohl wählte Münchenstein seinen Pfarrer Abderhalden zum Präsidenten der Armenkommission, obwohl er keine Freude an Gemeindeämtern hatte. Es wurden aber Stimmen laut, welche die Pfarrer überhaupt von allen nicht in den Bereich ihres Standes einschlagenden Beratungen entfernt wissen wollten, um das Volk vor der Vermutung zu bewahren, die Geistlichen spielten auf der Theaterbühne des politischen Lebens die entschiedenste Rolle. So ließ sich am 1. August 1833 ein Freund der Pfarrer im „Kauracher“ vernehmen. Der Warnruf war nicht unbegründet, denn noch im selben Jahre erklärte Dr. Hug, daß die schönen Hoffnungen, welche mehrere Gemeinden bei der Wahl auswärtiger Pfarrer gehegt hatten, nicht in Erfüllung gegangen seien. Er klagte, daß gewisse Pfarrer ihre Hauptaufgabe darin sehen, in sogenannten patriotischen Vereinen das Ruder zu führen, dabei aber die Hauptaufgabe als Nebensache betrachten, daß ein Pfarrer keinen Wochengottesdienst mehr halte, nicht einmal mehr Betstunde, nach welcher sich so viele alte Leute sehnen, sondern lieber im Lande herumfahre und höchstens am Sonntag wie ein ungewaschener Schubknecht die Kanzel besteige. Es

kam häufig vor, daß Pfarrer an politischen Versammlungen als Redner auftraten, daß sie in der Zeitung ihre Ansichten vertraten, was wir heute nicht als unzulässig betrachten können; ja der Binninger Pfarrer Weyermann rückte sogar mit dem Gewehr an der Schulter aus. Man fragte: Warum sollen die Pfarrer keine Politiker und Zeitungsschreiber sein? Man wies darauf hin, daß sie vermöge ihrer Bildung besonders dazu berufen seien, ganz abgesehen davon, daß ihnen als Bürger so gut wie andern das Recht zustehe. Einer wehrte sich mit folgenden Worten für sein gutes Recht: „Nichts ist engherziger, stockdummer, miserabler, als die Art, wie manche Leute den Beruf und die Stellung eines Pfarrers beurteilen, wenn sie in den Tag hineinschreien: „die Pfarrer (oder „Pfaffen“ oder „schwarzen Vögel“, wie die rechten Brüller und Geiserer sich ausdrücken) sollen nur bei ihrem Geschäfte bleiben, sollen sich um politische Dinge nichts bekümmern, keine Zeitungen oder in Zeitungen schreiben.“ „Wer's so haben will, der suche seinen Seelsorger unter den Ochsen und Eseln.“

Allein der revolutionäre Politiker Dr. Hug kannte das Volk besser, wenn er urteilte, „daß dergleichen Erscheinungen unserm Volk nicht zusagen, beweist der entschiedene Unwille des weitaus größten Theils desselben gegen diese geistlichen Marktschreier.“

Schlimmer war freilich noch anderes. Schon im Mai 1833 war gegen den Pfarrer Fehr von Muttens von der Gemeinde eine Klageschrift bei der Regierung eingegangen. Die Gemeinde beschwerte sich darüber, daß er Stellen aus der Agende über die Hölle und Dreieinigkeit gestrichen, die Notwendigkeit einer kirchlichen Eheeinsegnung geleugnet und Jesus nur für einen klugen Juden erklärt habe. Das alles hätte die Regierung nicht veranlaßt, gegen Fehr einzuschreiten. Was die Eheeinsegnung betrifft, stimmte er völlig mit dem religiös so anders gearteten von Brunn überein, der einmal im Nachunterricht erklärt hatte, der geistliche

Stand sei überflüssig und unevangelisch; die Apostel hätten keine Kanzeln stiften wollen. Was die Geistlichen jetzt tun, hätten früher die Familienväter getan, z. B. die Ehen eingegemet. Allein Fehr war versuchter Notzucht angeklagt und hatte sich vom Verdacht nicht zu reinigen vermocht. Er wurde von der Regierung abberufen, und der Landrat hieß das Vorgehen gut. Fehr flüchtete sich. Die Unruhe, die in der Gemeinde entstand, machte ein militärisches Einschreiten notwendig.

Noch größere Erregung rief der Fall des Pfarrers Jäck in Waldenburg hervor. Im Frühjahr 1834 war Vikar Jäck aus Württemberg ins Land gekommen, hatte erst in Muttenz, dann in Binningen vikariert, aber da er keine Zeugnisse hatte vorweisen können, die Weisung erhalten, ferner in der Landschaft die Kanzel nicht mehr zu besteigen. Gleichwohl vikarierte er nach dem Tode Gabathulers in Waldenburg und wurde hier am 28. Juni gewählt. Er konnte aber noch keine Ausweischriften vorlegen und wurde deshalb nicht bestätigt. Am 8. Juli wurde er zum zweiten Male gewählt, aber die Wahl wurde als nichtig erklärt. Bald ging das Gerücht um, daß Jäck sich, zum mindesten zu sagen „zweideutige, mit der wünschbaren schlichten Untadelhaftigkeit eines Geistlichen nicht verträgliche Gebärden gegen eine junge Ehefrau erlaubt habe.“ Der Regierungsrat untersagte daraufhin Jäck jede weitere Tätigkeit. Als am 21. August 1834 morgens 8 Uhr das amtliche Schriftstück in Waldenburg verlesen wurde, entstand ein Tumult. Ein Gemeinderat verbrannte die Verfassung, „sie sei gebrochen“. Pfarrer Wid von Reigoldswil war beauftragt worden, eine Rinderleiche zu halten. Er wurde verhindert. Jäck wurde aus dem Pfarrhose geholt. Als er kam, hörte man den Ruf: Jetzt haben wir den Sieg gewonnen.

Jäck wurde durch Landjäger arrestiert. Mädchen zogen in St. Peter die Sturmglocken. Jäck wurde befreit. Schüsse fielen. In Liestal wurde der Kriegsrat aufgeboten. Der

Landrat beschloß am 23. August um 4 Uhr, die Truppen marschieren zu lassen. Unterdessen war die Arrestation Jäck vollzogen; er wurde nach Liestal abgeführt und dem Gerichte überwiesen. Ende Oktober war Jäck, vorher auf Kaution hin freigelassen, wieder arretiert worden, um ihn vor groben Mißhandlungen zu schützen. Im Engel, wo er logierte, hatte man ihm die Türe eintreten wollen, um ihn totzuschlagen. Erst im Juni des folgenden Jahres waren die Untersuchungsakten abgeschlossen. Es hatte sich herausgestellt, „daß er „als ein unzüchtiger Hauschleicher zur Nachtzeit unter Treppen hervorgefunden, in zweideutigstem Verkehre unter Feldbäumen und Spänhaufen getroffen worden war.“ Es wurde ihm der Rat gegeben, die Gefilde Basellands zu verlassen, wo er nur täglich den Beweis leistete, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist. In Liestal aber erschien eine kleine Schrift des Waldenburger Lehrers Buchmann: „Jäck oder das enthüllte Treiben eines ver-ruchten Pfaffen.“

Anders geartet war der Pfarrer Kessler von Rehetobel in Sissach, der wie Fehr von Walser ins Land gezogen worden war. Nachdem er seine Probepredigt gehalten hatte, war er mit 251 gegen eine Stimme gewählt worden. Aber bald zeigte sich, daß man sich in ihm getäuscht hatte. Man erzählte von ihm, daß er einem seiner Amtsbrüder die Abhaltung einer von der Familie einer Verstorbenen verlangten Leichenrede nur unter der Bedingung gestattet habe, daß er ihm die Sporteln dafür abliefern. Es kam sogar einmal vor, daß Kessler nach der Taufe eines Kindes sich an den Tisch setzte, eine Platte Rutteln en salade wegaß, die geleerte Platte zum Munde führte und das darin befindliche Del und Essig schlürfte, oder daß er nach einem Taufessen sich verabschiedete: Jetzt danke ich auch für alles, was ich bei euch genossen habe: 's Maidli werd i glich schide mit em Körbli. Ähnliches wird auch von Pfarrer Gyger in Kilchberg berichtet: Er spekulierte mit dem Ertrag seines

Pfrundlandes auf eine Weise, die vielen anstößig war. Eines Silvesterabends scheute er den Schneesturm nicht, um nach der Verteilung des Opfergeldes noch nach Rüenenberg zu eilen und zu melden, daß er übersehen hätte, die Beerdigungstaxe zu verrechnen für eine Person, die auf Kosten der Armenkasse begraben worden war. Solchem Verhalten gegenüber versteht man die Rüge, welche der „Rechts- und Wahrheitsfreund“ den Pfarrern austeilte: „Ihr Blick ist gen Himmel gerichtet, ihr Herz aber hängt am Irdischen, und während sie uns mit hoher Salbung von der Nichtigkeit und Eitelkeit aller irdischen Güter predigen, schielt ihr eines Auge immer seitwärts in unsere Taschen.“

Nicht einer gewissen Komik entbehrt der Handel, der sich zwischen dem Pfarrer Tanner von Langenbruck und seiner Gemeinde abspielte. Tanner, ein Appenzeller, empfahl sich nicht gerade durch sein Aeußeres, aber seine Predigten waren nicht übel und der Schule nahm er sich tätig an. Er hatte jedoch eine Gegnerschaft, welche einen Basler Kandidaten Zäslin an seine Stelle setzen wollte. Der Gemeinderat forderte den Pfarrer auf, seine Entlassung zu nehmen, indem er wohl selbst einsehe, daß ihm alles Zutrauen und alle Zuneigung der Gemeinde fehle. Tanner, der das Bewußtsein hatte, seine Pflicht getan zu haben, erbat sich acht Tage Bedenkzeit. Dann beschied er den Gemeinderat zu sich, schalt in einem geschriebenen Aufsatz, den er ablas, den Präsidenten einen Achselträger, den einen der Gemeinderäte ein Kalb, die übrigen als solche, die nie Verstand besaßen und nie in dessen Besitz gelangen werden. Nun, schloß er, habe er ihnen seine Meinung gesagt, wie sie es ihm getan hätten, nun wollten sie Frieden machen. Der Gemeinderat schlug nicht ein. Tanner aber wurde von der Gemeinde bestätigt. Die nachträglichen Klagen des Präsidenten suchten die Untauglichkeit des Pfarrers darzutun. Es wurde von unwürdiger Aufführung, einem Anfall von Tollheit, geistiger Trägheit, Schwäche,

ansthößigem Leben geredet und der Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er aus den kirchlichen Verrichtungen ein Brothandwerk mache, sein höchstes Bestreben nach dem Ehestand gehe und er mit begierigen Blicken auf Tauffuppen sehe. Seine Beliebtheit sei daran zu erkennen, daß an Sonntagen nur 30 oder 40 Rappen Opfergeld fallen.

Aus allem geht klar hervor, daß die Pfarrer doch nicht das hielten, was man von ihnen sich versprochen hatte. Gewiß wurden auch ganz törichte Dinge von ihnen verlangt. So wurde einem Pfarrer der Vorwurf gemacht, er habe seine Unterrichtschüler noch nie weinen gemacht; das habe der alte besser verstanden, der habe es fast allemal dahin gebracht. Jedenfalls mit dem Schelten war es nicht getan, und am allerwenigsten in der Art eines Briefes, der von Basel aus Pfarrer Gabathuler in Waldenburg zugeschickt worden war: „Ihr sämtliches zugeloffenes Pfaffengefindel seid lauter dem Teufel ab den Hosens geschabtes und dem Schinder entnommenes Zeug und sonst nichts; schämt Euch, Ihr Lumpenhunde.“ So redet nicht die Wahrheit und noch weniger die Liebe.

\*

\*

\*

Es kam die Zeit, wo das Baselbieter Volk sich entscheiden konnte, was für Pfarrer es für die Zukunft wolle. Das Gesetz über die Anstellung der Pfarrer verlangte nach fünf Jahren eine Wiederwahl. Eine damalige Zeitung hat einmal diese beiden Arten von Pfarrern einander gegenübergestellt: „Die alten ergraut in den gewohnten Formen, woran der Baselbieter oft steifer hält als am Evangelium, die neuen mit den kirchlichen Gebräuchen anderer Kantone — die alten mit strenger Beobachtung des priesterlichen Anstandes, die neuen in der Alltäglichkeit des gewöhnlichen Bürgers — die alten mit der Lämmlein-Bluts- und Abwaschungstheorie, die neuen mit den Ideen eines Schleiermacher, Wegscheider, Schultheß und des früheren DeWette vertraut, — die alten

mehr auf das Gefühl, die neuen mehr auf die Vernunft hinarbeitend, — die alten in geordnetem Familienkreise, die neuen auf die Wirtshäuser ihrer Gemeinde angewiesen, — die alten in der Leppigkeit einer reichen Handelsstadt oder in einer Herrenhuterpensionsanstalt körperlich und geistig verweichlicht, die neuen lebensfrisch in Jugendkraft, — die alten in der Not der Ihrigen flüchtig, die neuen im Kugelregen zur Seite ihrer Pfarrgenossen, — die alten in blindem Einverständnis mit den Schritten ihrer Regierung, die neuen gegen die öftere Unbeholfenheit und den ziemlich lauen religiösen Sinn der Ihrigen ankämpfend, — die alten Aristokraten, die neuen Radikale, die alten Verfehrer der Volksversammlungen, die neuen eifrige Beförderer und Redner derselben, — die alten Kapitalisten, die neuen arm.“ Mag immerhin das Bild der Revolutionspfarrer zu schön gefärbt sein, die Männer haben doch auch Gutes gewollt; sie haben für die Freiheit auch in der Kirche gekämpft, und nicht ohne Erfolg, sie haben auch Anregungen hinterlassen, die erst später verwirklicht werden konnten. Schon im Jahre 1836 war die Einführung eines neuen Gesangbuches als dringendes Bedürfnis bezeichnet worden, und an einem Kindergesangfest auf der Farnsburg im folgenden Jahre empfahl Nüsperli die Einführung des Appenzellischen Gesangbuches, die Gründung von Gesangvereinen und den Besuch der vom Erziehungsrat angeordneten Gesangschulen nicht nur von den Kindern, sondern auch von Jünglingen und Jungfrauen, damit ein schöner vierstimmiger Gesang in der Kirche möglich werde. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Revolutionspfarrer auf eine Kirchenverfassung gedrungen und Vorschläge gemacht haben. Daß sie nicht durchgedrungen sind, lag zumeist in dem Umstande, daß das junge Staatswesen mit Fragen sich mühte, denen gegenüber die der Kirchenorganisation nebensächlich erschien.

Allein als das Jahr der Entscheidung 1837 kam, urteilte das Volk über die führenden Revolutionspfarrer ähnlich wie

der Liestaler Bürger, der am 28. Mai desselben Jahres an dem Freiheitsbaum vor dem Rathhause in Liestal die Inschrift befestigt hatte: „Dieser Baum, welcher keine gute Frucht bringt, muß abgehauen und ins Feuer geworfen werden.“

Zu allererst erhob sich die Opposition gegen Walser in Liestal. Schon sehr früh waren gegen ihn Klagen laut geworden. So wurde einmal empfohlen, an der Uhr einen Datumzeiger anzubringen, damit Geistliche wie Walser das Weihnachtsfest nicht erst am Eingang des neuen Jahres suchen. Der Kirchenbesuch in Liestal und mit ihm das Armenopfer nahmen ab, wie beides in Laufen bei Pfarrer Ischolle zunahm. Je länger je mehr mehrten sich die Klagen. Man schalt seine Predigten flau und matt, und hielt sich mit Recht darüber auf, daß er sich nachher über das, was er gesagt hatte, lustig machte. Er gab sich keine Mühe, studierte die Predigt nicht, wie er selbst sagte, sondern schwatzte ganz eiskalt von der Kanzel herab, was ihm in den Kopf kam. Die Kirche war darum leer und das Opfer sank auf nichts herab. Wenn man ihn darauf aufmerksam machte, erwiderte er mit Lachen: er werde nicht vom Stück, sondern überhaupt bezahlt. Seine übrigen Pflichten erfüllte er ebenso flau. Unberufen besuchte er die Kranken nicht, und selbst gerufen, ließ er die Kranken zwei bis drei Tage warten und unbesorgt dahinsterven. Die Sacramente bezeichnete er als bloße Zeremonie. Ueber den geistlichen Stand machte er sich lustig und erklärte, keine Freude an seinem Amte zu haben.

Im April 1837 kam die Bewegung gegen Walser in Fluß. Er hatte in „einem besonders zotenartigen und allen Anstand verletzenden Artikel“ in dem von ihm redigierten „Volksblatt“, „worin Sittlichkeit und Schamgefühl gleichsam mit Füßen getreten“ wurden, Dr. Hug, der Pfarrer Ischolle auf offener Straße in Liestal einen Spitzbuben genannt hatte, angegriffen. „Längst schon im gerechtesten Uerger über die Anfügen“, die Pfarrer Walser beging, erkannte am 10. April die Gemeinde, es sei durch Vermittlung des

Regierungsrates bei Walser über sein unstatthafes Benehmen Beschwerde zu führen und ihm das Mißfallen zu bezeugen, und beim Regierungsrat der Antrag zu stellen, wenn er hierin Grund genug zu finden glaube, ihn von seiner Stelle abzurufen. Seltisberg wurde aufgefordert, schlüssig zu werden, ob es sich dem Vorgehen Lieffals anschließen wolle. Am 30. April versammelte sich die Kirchengemeinde, um über die Wiederwahl Walsers abzustimmen. Daß ein Geistlicher, der ja auch Mensch und Bürger sei, sich mit Politik abgebe, machte ihm ein Teil der Bürger wohl zum Vorwurf, war jedoch nicht ausschlaggebend. Die schwerste Anklage lautete jetzt dahin, daß er erwiesenermaßen mehrfach gelogen habe. Die Gemeinde beschloß, Walser nahezu legen, daß er seine Demission einreiche, da es ihm nicht mehr unbekannt sein dürfte, ob er das Zutrauen der Gemeinde verloren habe oder nicht. Walser forderte jedoch die Gemeinde auf, über sein Bleiben abzustimmen und erklärte, daß er des Vertrauens der Gemeinde gewiß sei. Allein die Gemeinde verzichtete darauf, von der Aufforderung Gebrauch zu machen, da in wenigen Wochen die gesetzliche Wiederwahl erfolgen müsse. Sie hoffte, auf diese Weise in jedem Falle aller andern Weitläufigkeit und etwaigem Prozesse überhoben zu sein. Die Gemeindebehörde sprach Walser auch die Ueberzeugung aus, er selbst werde eine weitere Abstimmung unnötig finden, wenn er seine Aufmerksamkeit auf die Zuhörerbanken während seiner Vorträge richte. Walser ging nicht.

Am 26. September wurde von der Einwohnergemeinde beschlossen, eine Wiederwahl vorzunehmen, und zwar aus folgenden Gründen: weil die Kirche so wenig besucht werde und dadurch die Armen am Opfer so sehr benachteiligt werden, weil sich der Pfarrer in neuerer Zeit wieder nachlässig im Dienste erzeige und man sich in keinem Falle das Recht vergeben solle, alle fünf Jahre zu wählen. Am Sonntag, den 1. Oktober fand die Wahlversammlung statt. Eine starke

Agitation setzte ein. Ein Flugblatt gegen Walser wurde verbreitet und nachts hinter Fensterläden und Türen gesteckt. Seltisberg hielt fest zu Walser. Daß sie während fünf Jahren dem Pfarrer das Kompetenzholz vorenthalten hatten, hatte seinen Grund in der Opposition gegen Liestal, nicht in der Abneigung gegen den Pfarrer. Ueber die Wahlversammlung selbst gab der Schulmeister Rolle einen anschaulichen Bericht ab.

Die Wähler waren in der Kirche versammelt. Der Bezirksverwalter Heusler, ein Gegner Walsers, wollte mit einer kurzen Rede über den Zweck der Versammlung die Eröffnung machen. Allein sein Vortrag war so undeutlich und der Inhalt seiner Rede so gänzlich ohne Zusammenhang, daß man daraus deutlich die große Verlegenheit wahrnehmen konnte, in welcher er sich befand. Das Gesetz, welches sich auf solche Abstimmungen bezog, sollte vorgelesen werden. Heusler fing damit an; allein sein Zustand erlaubte ihm nicht, fortzufahren. Ueberdies war seine Stimme zitternd, oft ganz stockend, so daß niemand wußte, was der Verwalter eigentlich vorgelesen habe. Er legte das Gesetz weg und sagte zu der Versammlung, es sei ihm kein Vergnügen, während dieser Abstimmung den Vorsitz zu führen; er habe gewünscht, die Regierung möchte ihm für diesen Akt einen Substituten geben; allein es sei ihm nicht willfahrt worden. Nun fragte er die Versammlung an, wen sie zu Stimmzählern und Schreibern begehre. Sogleich wurden etwa 15 Männer vorgeschlagen. Heusler setzte sich, um diese Namen aufzuschreiben. Dies Geschäft ging jedoch mit einer solchen Langsamkeit von statten, daß den Bürgern endlich die Zeit zu lang wurde. Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich. Mehrere Stimmen riefen durcheinander: „Der Verwalter ist betrunken! Er hat einen Rausch!“ Viele forderten nun Regierungsrat Brodbeck auf, der Heusler mit barscher Stimme die Frage hingeworfen hatte: „Was machen Sie für Krizeleien?“, die Leitung der

Versammlung zu übernehmen, weil ja Verwalter Heusler dazu ganz unfähig sei. Inzwischen war die Versammlung schon im Begriff, unverrichteter Dinge auseinanderzugehen. Man näherte sich den Thüren. Da aber trat Regierungsrat Brodbeck vor den Altar und Verwalter Heusler ernannte ihn, zwar nicht ganz gern, zu seinem Substituten, insofern die Versammlung es zufrieden sei. Beinahe alle Hände erhoben sich, und nun konnte zur Abstimmung geschritten werden. Mit 243 gegen 162 Stimmen wurde Walser weggewählt.

Heusler hatte sich unterdessen entfernt. Die Wahlakten wurden ihm zugestellt. Uneröffnet leitete er das Paket an die Regierung weiter. Der Regierungsrat bestätigte das Abstimmungsprotokoll, nachdem er von der Wahlkommission sowie dem Verwalter Heusler Auskunft über den Verlauf der Versammlung verlangt hatte. Christoph Rolle schilderte im Namen der Wahlkommission den wahren Sachverhalt. Dann schloß er: „Was nun wohl den Herrn Verwalter so aller Fassung beraubt haben mochte, wissen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Vielleicht mögen die einige Zeit vor der Abstimmung umlaufenden Gerüchte, es werde an diesem Tage eine Prügelei geben, den Herrn Verwalter allzu sehr in Angst und Besorgnis versetzt und ihn bewogen haben, durch den goldenen Saft der Reben Sorge und Bekümmernis zu verscheuchen. Doch wir möchten der Ehre des Herrn Verwalters keineswegs zu nahe treten, als ob wir dasjenige, was einzelne Stimmen in der Kirche behauptet haben, für eine ausgemachte Wahrheit hielten. Nein, wir haben Obiges nur als bloße Vermutung geäußert und überlassen es dem Herrn Verwalter, die Ursache seiner Verwirrung anzugeben.“ Heusler wußte nicht viel vorzubringen, als schließlich eine Bitte um Entschuldigung. Der Regierungsrat erteilte ihm eine ernste Rüge. Heusler gab seine Entlassung ein.

Walser wurde seine Wegwahl ohne Angabe der Gründe mitgeteilt. Er nahm die Sache nicht allzu schwer.

Denn bald darauf spottete er in seinem Volksblatt: „In Liestal ist Ruhe eingekehrt. Es scheint die Partei, die es ohne Pfarrer probieren will, täglich zuzunehmen. Das wäre das schönste Zeugnis für einen Seelsorger, wenn er seine Zuhörer so weit gebracht hätte, von nun an selbst für ihr Seelenheil sorgen zu können.“ Es mag wohl sein, daß er auch auf der Kanzel noch ähnliche Gedanken aussprach und seiner Befriedigung Ausdruck gab, die Gemeinde so weit gefördert zu haben, daß viele nicht mehr zur Kirche kämen, weil sie so selbständig geworden seien, daß sie der Hilfe der Kirche nicht mehr bedürften. Daß er es in seiner Abschiedspredigt, die er am 14. Januar 1838 hielt, getan habe, ist eine bloße Legende. Wasser sprach über 2. Tim. 4, 6: Die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Er gab der Gemeinde zu bedenken, ob es recht sei, daß niemand ihm sage, was er denn für einen Fehler begangen habe, der ihn unwürdig mache, das Pfarramt länger in Liestal zu verwalten. „Einem Dienstboten, dem man den Dienst aufkündet, sagt man den Grund, aber mir sagt man ihn nicht. Ein Pfarrer ist zwar auch nicht mehr als ein Diener der Gemeinde, aber auch nicht minder. Im Unglück hat man mich berufen und im Glück schießt man mich wieder fort. Damals, als man jede Nacht eines feindlichen Ueberfalls gewärtig sein mußte und Leben und Eigentum bedroht waren, damals war meine Religion gut genug, — jetzt nicht mehr.“ Jedoch bezeugte er: „Ich sehe alles als Schickung Gottes an, welcher denen, die ihn lieb haben, alle Dinge zum besten dienen läßt, und bin mit allem versöhnt.“ Er redete alsdann von seinem Abschiedschmerz und schloß mit seinem Abschiedswort.

Sein Schmerz sei nicht begründet im Verlust der eintäglichen Stelle, wiewohl ja die schönen Einkünfte ihm und seiner zahlreichen Haushaltung wohl zustatten kämen. Ums Geld sei er niemals feil gewesen. Bloß um des Geldes willen sei er nicht nach Liestal gekommen. Er sei allein

seiner Pflicht gefolgt. „Ich wollte Recht und Wahrheit, Tugend und Religion, ich wollte das Reich Gottes unter euch befördern und fragte wenig darnach, was mir Nutzen oder Schaden brächte. Jesus Christus, der sich zur Erlösung der Menschen von Sünde und Finsternis aufgeopfert hat, er war mein Leitstern, im Umgang mit der Jugend und im Gespräche mit den Alten, auf der Kanzel und neben der Kanzel, am Sonntag und in der Woche: ich suchte euer Seelenheil.“ Er kam sich wie ein Säemann vor, der mit vieler Mühe ein Feld angebaut, und da er das Schwerste überstanden hat und seine Saat schon hie und da hervorgesprossen sieht, das Feld wieder räumen muß. Dabei dachte er vor allem an die Bildung der Jugend und die Schulen Lieftals: „sie sind die besten im ganzen Kanton, und in der ganzen Schweiz wird man wenige finden, die besser wären als sie.“ Das sei freilich das Verdienst der Lehrer, aber er habe sich bemüht, diese guten Lehrer nach Lieftal zu ziehen. Weh tue ihm der Abschied im Blick auf die vielen jungen Leute, die er unterrichtet habe, auf die vielen guten Menschen, Freunde und Wohltäter in den beiden Gemeinden, deren Wohlwollen er besonders in der letzten Zeit, der Zeit der Verfolgung, auf eine rührende Weise erfahren habe.

Walser nahm alsdann Abschied. So lebt denn wohl, Lieftaler! Lebet wohl, Seltisberger! Mit einem besonderen Worte wandte er sich nacheinander an die Gemeinderäte, die wackern Lehrer, die lieben Schulkinder, die jungen Leute, 208 an der Zahl, die er konfirmiert hatte, die lieben Nachbarn des Pfarrhauses, an deren Tisch seine Kinder oft gegessen, in deren Betten sie geschlafen hätten, an die Freunde des Hauses, die am Kranken- und Sterbebette seines Kindes gestanden hätten, und schließlich auch an den stillen Gottesacker. Allen sagte er Dank. „Freuen wird es mich, so oft ich das Eine oder das Andere von Euch wiedersehen werde, und wenn ich jetzt oder in Zukunft einem von Euch einen

Dienst erweisen kann, werde ichs von Herzen gerne tun.“ Wasser verließ noch in derselben Woche Liestal, blieb jedoch im Ranton. Er hatte in seiner Antrittspredigt versprochen, Liebe in Wahrheit zu verkündigen. Er hat auch Wahrheit verkündigt; aber er hat es offenbar daran fehlen lassen, die Wahrheit in der Liebe zu sagen. Dadurch wurde er wieder ungerecht, zerstörte, was er baute, und kam selbst zu Falle.

Unterdessen hatten auch in anderen Gemeinden die Wiedewahlen stattgefunden. In Bannwil war Pfarrer Ringier wiedergewählt worden, ebenso Weber in Bubendorf, Koller in Oltingen und Weyermann in Binningen, gegen den eine starke Opposition sich erhoben hatte; der Pfarrer gehöre nicht auf die Regalbahn; Weyermann kenne die Leute nicht, grüße sie nicht und mache keine Besuche. Nachdem die Wahl ungültig erklärt worden war, wurde spottweise noch hinzugefügt: er rede bernerisch, habe noch keine Frau und trage im Sommer einen weißen Zwilchfittel. Auch bei der zweiten Wahl ging er als Sieger hervor. Dagegen wurden die Pfarrer Uebli in Arisdorf, Nüsserli in Rotenfluh, der Bezirkslehrer wurde, und Stooß in Diegten fortgeschickt.

Bald darauf erfolgten an verschiedenen Orten Neuwahlen. Liestal wählte, nachdem das Gerücht gegangen war, der katholische Pfarrer wolle reformiert werden, um sich die vakante Stelle zu sichern, Pfarrer Ischoffe von Lausen, Lausen Wid von Reigoldswil, Langenbruck Cherbuin und Arisdorf Martin Schaffner; Rotenfluh berief Lichtenhahn, von dem man behauptete, er sei früher im Waffenrod mit Ober- und Untergewehr und dreißig Kartuschen ausgezogen, um die „rebellischen Bauern“ der Landschaft totzuschlagen und totschießen zu helfen. Daran knüpfte eine Zeitung folgende interessante Bemerkung: das heißt nun freilich einem viel zu glauben zumuthen von einem theologischen Manne. Die stehen ja eben nicht im Rufe, absonderlich viel Pulver riechen zu können. Denn die Theologie wirkt be-

kanntlich nervenschwächend und löst das Gehirn in eine breiartige Masse, an der kein gesunder, straffer Faden mehr ist." Verschiedene Gemeinden dachten wieder an ihre alten Pfarrer, so Oltingen an Legrand, Reigoldswil an Stückelberger, der aber versicherte, den Eid nicht schwören zu können.

In den nächsten Jahren verließen andere Revolutionspfarrer freiwillig das Land.

Baselstadt hatte unterdessen auch seine Stellung gegenüber den Kandidaten geändert, welche ein Pfarramt in der Landschaft annahmen. Auf dringendes Ansuchen des Antistes und anderer Männer hatte der Kandidat Carl Wid am 17. Dezember 1833 die Vikariatsgeschäfte in Reigoldswil übernommen. Am 30. Januar 1834 war er von der Gemeinde auf gesetzlichem Wege gewählt und von der Regierung in Liesstal bestätigt worden. Er hatte jedoch erklärt, daß er den Eid nicht leisten könne, und beim Kirchenrat in Basel angefragt, ob der Beschluß des Kirchenrates auf Streichung aus der Kandidatenliste noch in Kraft bestehe und er bei der Annahme der Wahl von der Liste gestrichen werde. Der Kirchenrat war darin einig, daß ihm eine Genehmigung der Wahl nicht zustehe, da er im Gebiet von Baselland seinen Einfluß verloren habe und nach der völligen Trennung den Gemeinden die Wahl der Pfarrer zustehe; ebenso daß die bisherigen Pfarrer abgesetzt seien. Er betrachtete es als eine erfreuliche Erscheinung, daß die Gemeinden, namentlich die „gutgesinnten“, ihre Blicke vorzüglich auf junge Basler richteten und sah die Notwendigkeit ein, den früheren Beschluß so abzuändern, daß den Rechten der Vertriebenen nicht zu nahe getreten werde und der Anschein vermieden werde, als ob man das Geschehene gelten lasse. Er sprach darum seine Freude über jede christliche Pflege aus, welche den Baselieter Gemeinden zu teil werde, auch darüber, daß Wid als Pfarrverweser wirke. Wenn es sich aber bei Wid um eine definitive Anstellung handle, so wünschte er eine Verschiebung der Annahme der Wahl, bis die Basler Regierung sich über

die vertriebenen Pfarrer ausgesprochen habe. Zur selben Zeit war auch Kandidat Wolleb als Pfarrer in Brexwil gewählt worden. Wick leistete am 13. April den Eid in einer Weise, welche ihm seine Stellung als Stadtbürger und sein Gewissen notwendig erscheinen ließen. Nachdem am 5. Mai der Rat von Basel die Exulanten ihrer Verpflichtung gegen Baselstadt förmlich entlassen hatte und sie daher nicht mehr als seine Beamten ansah, wurde der Fall Wick als erledigt betrachtet. Ein Jahr später, am 6. März 1835, hatte sich der Kirchenrat noch einmal mit der Frage zu beschäftigen. Sechs Basler Kandidaten hatten an ihn die Frage gerichtet, ob der Beschluß vom 14. November 1832 noch in Kraft sei. Allgemein herrschte die Ansicht, daß den Kandidaten das Recht, sich in Baselland wählen zu lassen, nicht könne streitig gemacht werden. Der Zustand sei, wenn auch nicht rechtlich, so doch gesetzlich. Als wünschenswert sah man es an, daß die Kandidaten sich nur als Vikare der vertriebenen ansähen, sah aber ein, daß das nicht wohl möglich war, da die Gemeinden definitive Wahlen vornahmen. Mehrere Mitglieder fanden den Wunsch, Stellen, die eigentlich den Vertriebenen gehörten, anzunehmen, bedenklich und konnten nicht begreifen, wie sich dieser Wunsch mit einer gewissenhaften Ansicht über Vokation und Kollegialität vereinigen lasse, und wie überhaupt ein Stadtbürger es über sich bringe, sich zum Diener einer Regierung zu machen, welche durch Gewaltthat und Ungerechtigkeit die Macht sich verschafft habe. Andere fanden, man könne mit der Pflicht der Kollegialität zu weit gehen; es sei wünschenswert, daß die Landschaft gute Pfarrer bekomme; selbst die Exulanten müßten das wünschen, wenn sie ihre Gemeinden lieb hätten. Der Kirchenrat kam zu dem Schlusse, daß ein Amt in Baselland nicht hindere, Mitglied des Basler Ministeriums zu sein. Infolgedessen wurde Pfarrer Wick, der sich darüber beklagt hatte, daß er im Regimentsbüchlein nicht aufgeführt sei, mitgeteilt, daß er von der Liste nicht gestrichen sei und im folgenden Regi-

mentsbüchlein aufgeführt werde. In bezug auf Pfarrer Marcus Luz, Kandidat Wolleb und Kandidat Emanuel Linder, welcher nach Rücksprache mit dem Antistes die Pfarrei Muttenz angenommen hatte, wurde beschlossen, daß sie in Zukunft als auswärtig Bedienstete aufgeführt werden sollten. So lag nun nichts mehr im Wege, daß wieder Basler in der Landschaft in den Kirchendienst eintraten.

Mehr und mehr kamen denn auch wieder Pfarrer der alten Art ins Land, die vor allem Pfarrer sein wollten, und doch waren es nicht mehr die alten. Die früheren herrenhuthischen Anschauungen waren zumeist verschwunden oder doch stark zurückgedrängt. Bewußt oder unbewußt verkündigte man das Evangelium Jesu Christi, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist, nach den Grundsätzen einer nach evangelischer Wahrheit strebenden Bibelforschung. Das war und bleibt der Gewinn, der in jener bewegten Zeit, wir dürfen wohl sagen, nach Gottes Willen der Baslerbieter Kirche zugefallen ist. Und so soll es sein und bleiben. Was der Eid, auf welchen seit der Revolution die basellandschaftlichen Pfarrer verpflichtet worden sind, ausdrückt, das hat Prof. Paul Mezger mit den Worten ausgesprochen: „Der feste Grund, auf dem die christliche Kirche ruht, ist nicht eine Lehre über Christus, sondern die geschichtliche lebendige Person Jesu selber, und mit unbeschränkter und furchtloser Freiheit soll der Charakter dieser Person als der einzigartigen großen Geschichtstatsache, in welcher die vollkommene Offenbarung Gottes in der Welt gegeben ist, aus den Urkunden des Neuen Testaments immer klarer und reiner von einer freien theologischen Wissenschaft herausgestellt werden.“ Das ist der Grund, auf welchem die basellandschaftliche Kirche seit ihrer Trennung von Basel gestellt war, und es ist ungemein glaubenstärkend zu verfolgen, wie Gott sie auch auf diesem Grunde gesegnet hat. Das macht Mut, ihm auch für die Zukunft unsere Kirche zu vertrauen.